Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich — Halle a. S., den 3. Oktober — 1921 / Nr. 222

Ein pfälzischer Weintag.

Von

R. Kaulitz-Niedeck.

(Nachdruck verboten.)

Das nette Sonnenband des milden Oktobertages liegt über den gesegneten Traubenäckern am Fuße der Haardtkette. Ueber rinnenhohen, grünen Stöcken flattern putzige Wimpel, Papierschnitzel und Zeugfetzen, die Vogelscheuchen der Wingerts. Denn in riesigen Scharen fällt das gefiederte Diebesgesindel in die Traubenherrlichkeit ein und plündert. Unter breitem Weinlaub hängen schwer die reifen Trauben, behaucht die schwarzblauen, burgunderroten glasgrünen durchsichtigen Beeren — eine satte Köstlichkeit, ein Wunderweichtum, wie ihn die pfälzischen Winzer nur im Jahre 1865 erlebt haben. Heuer taufen sie den Herbst „Glücksherbst".

Weinhoffend und stimmungshoffend zieht der Städter jetzt hinaus zu den Weinäckern und in die grünumsäumten Weinorte. In einigen Haardtdörfern hat das Herbsten oder Traubenlesen schon eingesetzt, und Jung und Alt kostet vom süßen Most, in dessen perliger, noch ungeklärter Seele versteckte Kobolde rumoren, der den ahnungslosen Zecker „schmeißt" und noch voll anderer feiner Tücken sitzt. . . . Im weinbekränzten Bad Dürkheim haben wir unseren Zug verlassen, und gleich empfangen uns die fliegenden Obsthändler des Städtchens? Sie verkaufen Pfirsich, goldgrün und blütenrosig und Körbe gepolstert und gehäuft mit prachtvollen Trauben. Man zahlt drei Mark für ein Pfund Pfirsiche und 3,50—4 Mark für Trauben. Am üppigsten und wohlfeilsten ist die schwarzblaue Portugieser, seltener die rote Burgunder, die so vornehm nachlässig im Rebenstiele baumelt und nicht beerendicht reift.

Die altväterliche Stadt Dürkheim mit ihren baumschattigen Weinhöfen, verkrümelten Gassen und schummerigen Weinschenken lassen wir liegen. Ueber die Höhe durchs neue Landhaus-Viertel geht es hinaus in die Weinlandschaft. Wo die herbstbunten Blumenbeete aufhören, beginnt schon das Reich der Weinrebe. Weinfelder in unübersehbarer Ausdehnung spannen sich über den Plan und endigen in der weingrünen Ferne. Weinbespannen sind die Häuser, Hofmauern, Haustore und Stalldächer am langen Wege. Wie Willkommenpforten grüßen die Weinranken, die sich von einem Grundstück zum andern über Höfe, Gärten und Straßen hinweg spinnen und lachende, lockende Traubenfülle tragen. Da möchte man naschen, voll Andacht stehen bleiben und nimmer von dannen ziehen. Pfirsichbäume umranden die Weinäcker. Nußbaumriesen überästeln ganze Hofgrundstücke. Wein und Walnuß gesellen sich gern und es heißt alters her: ein gutes Nußjahr sei ein reiches Weinjahr. Heuer hat der alte Nußbaum die alte Bauernregel zunichte gemacht, reichlich ästeln die Zweige.

Durch Wachenheim, das weinberühmte alte Haardtörtchen, ziehen wir. Parkartige Gärten, in mild altväterlicher Gartenkunst gepflegt, liegen am Wege. Vornehme Weingutshäuser, geziert mit Altanen und Türmchen, träumen in ländlicher Versunkenheit. Leise plätschernde Springbrunnen zaubern ein liebes poesieumwobenes Bild. Wunderfein still ist es hier. In den Weinhöfen stehen die weiten Bottiche für den neuen Herbst bereit. Aufgestapelt liegen die dunklen Fuderfässer, die den göttlichen Tropfen bergen sollen.

Forst begrüßen wir bald, das Traumland aller pfälzischen Weinkenner. Nur wenige altertümliche Häuser gehören dem Oertchen, aber sie kennen den Reichtum, den der Rebstock schenkt. An die Hauptstraße treten sich trotzig einige Patrizierhäuser und hüten einen eigenen Stil. Wir treten durch ein hohes Hoftor in einen weiten Weinhof, auf den von beiden Seiten Freitreppen großartig münden. Weinstöcke umspinnen die Eingänge. Der malerische, entzückende Durchbau zur Rechten ist unser Ziel. Ueber ausgeschlürfte Steinstufen einer putzigen Wendeltreppe kommen wir in den neueröffneten Ausschank der Winzergenossenschaft. Weindüfte wehen uns entgegen, und schon auf der Schwelle grüßen uns weinleuchtende Augen aus weinfröhlichen Gesichtern. Nüchtern und freudlos ist der Raum, ungedeckt sind die langen Tische, aber des Weines köstliches Geheimnis schafft hier eine göttliche Stimmung. Vor den gefüllten Weinbechern verwischen sich Rang und Stufen und gar mancher angesehene Weinkenner hat in der Runde Wurzel gefaßt. Wie ein dünnflüssiger Goldstrom leuchtet der Forster klar im hellen Glase und voll Andacht wird der erste Schluck getan. Durch die weit geöffneten Fenster schauen die Weinäcker. . . .

Das Meteor.

Von

Eberhard v. Weittenhiller-Innsbruck.

(Nachdruck verboten.)

„Tapp — tippl — tapp" schlingerte der ahnungslose, halbblinde Dachdecker über das Dach und war nur noch zwei und dreiviertel Meter von der Stelle entfernt, an der sich die Schieferplatten gelockert hatten, — als das Ereignis eintrat, das ihm das Leben rettete. Hätte er die Stelle betreten, wäre er unfehlbar samt den Platten Hals über Kopf in die Tiefe gerumpelt.

Zur selben Zeit hantierte der Bewohner der Mansarde in der Finsternis des Dachbodens mit einer brennenden Kerze. Er stellte sie so blödsinnig auf, daß die Flamme beim erstbesten Luftzug an einen Stapel von Hobelspänen lecken mußte.

Im zweiten Stock senkte der Gatte seine Blicke harmlosen Gemüts ins Weinglas, während seine junge Frau die ihren vielsagend mit denen des Hausfreundes kreuzte. Noch war bisher nichts Ernstes vorgefallen. Aber die Luft war heute besonders schwül, und in fünf Minuten mußte sich der Gatte ins Bureau begeben. — —

Der Hausbesitzer im ersten Stock war in diesem Augenblick zu dem heroischen Entschluß gelangt, dem Mansardenbewohner wegen gewohnheitsmäßiger Uebertretung der Hausordnung zu kündigen.

Mit stiller Inbrunst liebte das Fräulein im Parterre den Hausfreund im zweiten Stock und haßte folgerichtig ihre Nebenbuhlerin, die junge Frau. Der Brief, den sie eben adressierte, war an deren Gatten gerichtet und selbstverständlich anonym. Er mußte das eheliche Glück des Paares rascher und sicherer zerstören als der Hausfreund.

Eine düstere, unsichtbare Wolke lagerte schwer über dem nichtsahnenden Hause und langte mit unheilschwangeren Armen vom Dach bis in den Keller.

Da — im Augenblick der höchsten Spannung — trat das erlösende Ereignis ein:

Ein faustgroßes, stahlhartes Meteor sauste aus grenzenloser Höhe mit der Schwungkraft eines Geschosses nieder und fädelte alle die drohenden Geschehnisse wie auf eine Bratenstange auf. Und stampfte sie ins Nichts.

Das Meteor brach durch die lockeren Schieferplatten des Daches und brachte sie zum Abrutsch, ehe der Dachdecker seine Stiefel Nummer einundfünfzig darauf gesetzt. Es blies dem verblüfften Manne auf dem Estrich mit scharfem Pfiff die gefährliche Flamme der hirnrissig aufgestellten Kerze aus. Im zweiten Stock durchschlug es glatt doch schmerzvoll das rechte Knie des Ehegatten und verhinderte ihn, ins Bureau zu gehen. Dem zutoderschrockenen Hausbesitzer im ersten Stock nahm es im Vorbeifliegen einen Teil seines Gedächtnisses mit, wodurch dieser ganz und gar vergaß, daß er dem Mansardenbewohner kündigen wollte. Schließlich zerfetzte er dem Fräulein im Parterre den anonymen Brief in hunderttausend unbrauchbare Atome und goß Ergebung und Frömmigkeit in ihre Seele.

Das befreiende Wirken einer höheren Macht, die das Gute wollte, war augenscheinlich. —

Dann fuhr das Meteor noch mitten in die im Keller lagernde Sprenggelatine. — — — — —

. . . „Krakatarak — tschink — peng — tschich!" flog das ganze Haus in die Luft! — — — — —

Droschkenkutschers Ferien

Von

Will Rinne.

(Nachdruck verboten.)

Es war einmal in London ein Droschkenlinienkutscher, der einen Monat Ferien bekam.

Am ersten Tage wanderte er ziellos durch die Straßen und versuchte, sich in die Freiheit einzuleben, versuchte den Glückszustand zu genießen, von der Sklaverei des Uhrzeigers befreit zu sein.

Am Abend war er glücklich an dem Standort seiner Linie angelangt. Er plauderte mit seinem Freunde und als dieser seine Fahrt antrat, setzte er sich neben ihn auf den Bock und fuhr die wohlbekannte Strecke.

Am nächsten Morgen fand er sich pünktlich um 8 Uhr an seinem Platze ein, und als es Abend wurde, hatte er viermal hin und viermalher die gewohnte Strecke als Bockbegleiter des Fahrers zurückgelegt, alle Aufregungen und Aergernisse der Fahrt empfunden. Und in dem ganzen Ferienmonat hat er nicht eine Fahrt versäumt.

Sie lächeln? Ich weiß keinen Grund.

Ich bin durch Thüringens Wälder gewandert, ich habe im Harze geträumt. Ich habe Tirols Berge bestiegen, mich am Meere vom Sturm durchschütteln lassen und dem Schrei der Möwen gelauscht.

Ich war nicht allein. Ueberall traf ich Volksgenossen. Und alle diese Menschen — soll man's glauben?! — waren der lastenden Bedrückung der Stadtmauern entflohen um den Körper zu stählen, die Nerven auszuruhen, den Geist mit neuer Spannkraft zu laden und die Seele von des Werkeltages Staub zu befreien und mit Schönheit zu füllen.

Ein gutes Ferienprogramm, nicht wahr? Und wie wird es verwirklicht? Mit der Uhr in der Hand erwartet man die Post, ärgert sich über die Dummheit anderer, reißt den Zeitungsjungen die frisch angekommenen Großstadtblätter aus der Hand, studiert Kurse, schilt sich einen Narren, den Dollar zu früh verkauft zu haben, erkundigt sich täglich telephonisch nach dem Stand der Geschäfte und beglückt die Zuhausgebliebenen mit nervösen Vorwürfen.

Am Nachmittag sind die rauchschwängerten Kaffees gefüllt und alle die Kaffeehausgäste bemühen sich, einen Ausgleich zu schaffen für den durch die gute Luft allzusehr beschleunigten Oxidationsprozeß. Durch Klatsch und Tratsch suchen sie die Musik zuzudecken, sofern nicht gerade ein mitsummbarer Schlager gespielt wird.

Am Roulettetisch folgen verkrampfte Gesichter der rollenden Kugel. Mit zitternden Händen wird Päckchen um Päckchen gesetzt, mit heißen Augen das Glück herbeigewünscht, bis der Tau die Wiesen deckt. Man muß doch im Nervendraining bleiben! — —

Und dann der Abend. Man foxtrottelt, man tanzt Shimmy, man läßt sich von dem ohrenbetäubenden Lärm einer Jazzbande beweisen, daß unsere Kultur auf dem Höhepunkt des Fortschritts ist. Und mit zitternden überreizten Nerven, mit abgestumpftem Gefühl und erdrosselter Seele sinkt man ins Bett.

Hetze, Geschrei, Gier, Betrieb, Rummel, Wahnsinn! — Droschkenkutschers Ferien!

Geschmückt mit Leichtsinns bunten Bändern . . .

Roman von

Fred Relius.

(Copyright 1921 by „Der Neue Zeitungs-Roman", Leipzig.)

32. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

„Ein andermal, Liebster . . ." unterbrach der Philosoph. „Es ist 3/4 5 Uhr. Um 5 Uhr lasse ich mich trauen. Der Wagen wartet. Es ist höchste Zeit."

Und als der Redaktionsdiener lachte — zweifelte: „Ignat — Herr Doktor. Wieder der alte Spaß. Das sagen der Herr Doktor immer . . . . ei . . . . wenn ejmand."

Doch Gellert flammte auf. „Lassen Sie mich zufrieden, Sie Schwätzer — Sie Ignorant. Hochzeit ist hohe Zeit . . . hohe Zeit frohe Zeit . . . und der frohen Zeit gibt es nie genug. Verstanden? Raus!"

Dann rüttete er zum Gehn.

Und er wimpelte den Schleifenschlips . . . sprengte das Taschentuch mit dem Weihduft Kölnischen Wassers . . . stippte den Hut, als ginge er zur Huldigung einer Königin Frau.

Er fuhr zur Königstraße. Stieg am Tattersall aus. In der Stallgasse sog er den Ammoniakgeruch wie einen lieben, vertrauten Duft. Wendete nach rechts zur gedeckten Bahn. An der halbhohen Tür blieb er stehn. Schaute hinweg. Zwei Stalljungen kritisierten Pferde und Gang in der Bahn.

Kurt stellte in diesem Augenblicke seine Stute rechts. Die „Schwarzamsel" galoppierte Linksgalopp an.

„Na — wenn dat man got geiht", sagte der eine Bursche rechts.

„Mensch — wie jeschmeert. Kick mal, wie se rankemmt. Dise Aktschon Du — dat es 'n Perd", bewunderte der andere darnach.

„Hm . . . Du . . . ick mecht nich' da bowe hucke."

„A . . . hätt'st Schiß?"

„I . . . Schiß . . ." kraulte sich der erste im Haar. „Aber in dem Beest sind ja de Meere kraut. Sollst blos mal met de Spore rankome, dann ward se verrickt." Und nun erzählte er, daß die Stute nur noch im Wagen zu verwenden wäre. Da ginge sie gut. Aber unter dem Sattel . . . Er hab die Mütze. Kraulte unter dem Kopf.

„A — Du . . . weeßt? Der Baron is 'n Aaas."

Dr. Gellert hörte sich die Begründung dieser ihm einleuchtenden Charakterisierung nicht mehr an. Er wußte genug. Seitlings auf der Empore entdeckte er eine schlanke Dame in schwarzem Kleid . . . . einen großen Herrn in elegantem Civil. Er strebte hinauf.

Frau von Ellgott und Herr von Grzymala lehnten sich über die Brüstung nach vorn. Das Geräusch in der Bahn übertönte des Eintretenden Schritt. Die Komteß nahm unten auf „Fatime" gerade die Stange. „Schwarzamsel" sollte nach. Brach zum ersten Male weg.

Da drang an Gellerts Ohr von der Brüstung her die Frauenstimme. Warm — mit goldgrundigem Herzton — voll bittender, quälender Angst.

„Ich bitte dringend, Herr von Grzymala — rufen Sie, daß er nicht mehr springt. Um Gottes Willen — bitte . . . . . Das Tier ist zu wild."

Grzymala rief etwas Höhnisch-Ketscherndes in die Bahn . . . . Dann wendete er sich zu der Dame herum. Augen voller Staunen — Aerger — eisigem Hohn.

„Aber . . . Lassen Sie doch um alles in der Welt, gnädige Frau. Das kommt schon zurecht. Er sollte uns doch zeigen, was er von Pferden versteht. Die Stute ist ja lammfromm. Uebrigens, gnädigste Frau — ich deutete vorhin schon an: Vorsicht! — Vorsicht!" Er wiegte bedenklich sein Haupt. „Ich warne ehrerbietigst. Kein Attachement dieses Herrn. Man hört über ihn allerlei. Der Staatsanwalt nimmt sich seiner an. Aeh", näselte er wie zu einem Witz: „Nebenbei ist er ein Pumpgenie . . Mich . . . ."

Gellert trat mit drei Schritten nach vorn. Er zog den Hut. „Pardon, gnädige Frau, Dr. Gellert . . . ." Fuhr mit eisigem Haßblick nach links.

Aber das Wort, das er dorthin sprechen wollte, erstarb. Tönte nicht aus. In einem heißen Angstschrei . . . in einem tumultartigen Drängen und Wenden verlöschte sein Klang.

Gellert sah nach vorn. Die Rappstute raste — keilte — und wendete reiterlos durch die Bahn. Mit schleifenden Zügeln — wehenden Bügeln — hauchlings gekehrtem Sattel bockte, schlug und tobte sie kreuz und quer. Irgendwo im Sande des Hufschlags rächelte sich Kurt.

Da eilte Gellert Frau von Ellgott und Grzymala nach in die Bahn.

Ein Stalljunge fing die gleichfalls reiterlose „Fatime" ein. Komteß Luckner war wie der Blitz aus dem Sattel gewesen . . . die Erste bei Kurt. Und während Grzymala mit dem „Bahndienst", sowie seinem Kutscher durch Zuruf — Pfeifen und Handeklatschen die rasende „Schwarzamsel" einedkten, bemühten sich die andern um Kurt.

Frau von Ellgott — Gräfin Luckner — der Freund. Der Liegende spannte die Lunge. Suchte den Atem. — die Luft. Der Schreck des Falles schnitt sie ihm doch weg . . . glattweg. Der Kopf war benommen — dröhnig. Das Bein schmerzte — das Bein. Aeh . . . .

Er sah auf. Ueber ihm war das süße, strahlende Licht aus dem Braun zweier Frauenaugen . . . . Feiner, sinnverwirrender Veilchenduft . . . Ein weicher, wunderlieber Klang.

„Fühlen Sie Schmerz?"

Da verebbte das Leid. Heiße geheimnisvolle Kräfte durchströmten das Blut.. Wie eine linde, zarte Welle umhüllte und trug ihn das Glück.

Er lächelte . . . Sprach:

„Nein . . . liebe gnädige Frau. Ich stehe gleich auf."

Aber als er sich, von Gellert und Margrit Luckner gestützt, aufrappeln wollte, überkam ihn hilflos der Schmerz. Mit einem gedämpften Stöhnen fiel er zurück.

„Es geht nicht", sagte er. „Das Bein . . . Ich glaube, irgend etwas daran ist entzwei."

„Bleiben Sie liegen . . . Bitte, bitte, haben Sie Geduld." Frau von Ellgott bat. Und wieder war es die wunderzärtliche Stimme . . . Ein so unendlich weicher —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19211003031/fragment/page=0001

Peter mit dem Regenschirm.

Ein Märchen von

Alice Berend.

(Nachdruck verboten.)

Im Sommer, wenn die grünen Wiesen leuchten, wenn Heduft in warmer durchsummter Luft weht, vom Berghang Alpenrosen und Enziane leuchten und jeden Morgen beim Vogelgezwitscher eine andere Blume aufblüht, dann ist in Oberstdorf auch jeder Arbeitstag ein Fest. Aber im Winter, wenn die weiße Schneedecke alles in das Schweigen der Einsamkeit hüllt, die Himbeersträuche und die Blumen nicht weniger vereist sind, als das starre Felsgestein, tut man schon gut, wenn man sich ein paar Festtage selbst machen kann. So haben sich die Oberstdorfer in den kalten Dezember den fröhlichen Dötteletag gelegt. Ein Tag wie das Weihnachtsfest ganz besonders für Kinder gemacht. Denn an diesem Tage muß jede Patin ihrem Patenkinde etwas besonders Schönes schenken. Jedes Jahr, bis das Patenkind die Schule verläßt.

An einem solchen Tage war es, daß die Muhme Rehlen in der Dämmerung über die glatten Wege schlupperte, in der untersten Tasche ihres sieben Röcke eine kleine Mieskatze versteckt. Die sollte der kleine buklige Rupprecht, der seine Patin mehr hatte, heute abend in seinem Bett finden. Denn als die Muhme Rehlen neulich wieder einmal unter den Sternen spazieren gegangen war, hatte sie in die stille Schneenacht Rupprechts Abendgebet hinausschallen hören. „Lieber Gott" hatte Rupprecht gesagt, als er zu Ende gebetet hatte, „obwohl Du alles weißt, ich möchte Dich doch daran erinnern, daß ich mich immer nach einem kleinen Kätzchen sehne."

Als Muhme Rehlen nun heimlich zu Rupprechts Elternhaus wandern wollte, stand mitten auf ihrem Weg ein kleiner Bube in dicken Wollhosen, eine bunte Zipfelmütze auf dem Kopf und weinte bitterlich. An der Nasenspitze hing sogar schon eine gefrorene Träne als kleiner Eiszapfen.

Der Muhme Rehlen wurde es stets sehr eigen zu Mute, wenn sie ein Kind weinen hörte. Ihre Röcke bauschten sich wie Segel und schon im nächsten Augenblick stand sie dicht vor dem Eiszapfen an der kleinen Nasenspitze.

Es war Peter Geschwandter, der da stand. Er weinte, weil seine Patin gestern gestorben war. „Hast Du sie so lieb gehabt?" fragte Muhme Rehlen.

„Das gerade nicht," antwortete Peter. Denn er hatte sie nie gekannt. Sie war 82 Jahr alt gewesen und hatte in Memmingen gewohnt. Sie konnte nicht mehr reisen und er durfte noch nicht reisen, so hatten sie sich nie kennen gelernt. Aber sie war schon die Patin von der Mutter gewesen. Sie verstand auch das Patensein sehr gut, jeden Dötteletag hatte sie etwas Schönes geschickt.

Da entsann sich Muhme Rehlen erst wieder, daß heute der Dötteletag war.

„So, so", sagte sie. Und fragte Peter, ob er sich denn etwas Besonderes zum Dötteletag gewünscht habe.

Peter nickte schnell.

„Na, ob" sagte er.

Muhme Rehlen fragte weiter und bald wußte sie, daß es ein Regenschirm war, den sich Peter gewünscht hatte. Einen ganz großen. Den er noch als Mann brauchen könnte. Dem der Vater sagte, das Wetter werde schlechter von Jahr zu Jahr.

„So, so" sagte Muhme Rehlen wieder und fragte, ob Peter auch Geschwister habe.

„Ja, wir sind mehrere", antwortete er.

„Wieviel denn", fragte Muhme Rehlen.

„Wir sind zwölf", sagte Peter. „Aber das andere sind alle nur Mädchen", fügte er hinzu und machte eine verächtliche Handbewegung. Wobei er sich den Eiszapfen von der Nase stieß.

Das erinnerte ihn wieder daran, daß es Tränen gab und er fing von Neuem an zu schluchzen.

„Eine so gute Patin und muß sterben gerade vor dem Dötteletag", schluchzte er von Neuem.

„Nun, nun", sagte Muhme Rehlen, 82 Jahre ist ein schönes Alter und Du kannst Deiner lieben Pate schon die ewige Ruhe gönnen. Geh nur nachhause, in die warme Stube, statt Dich hier draußen zu erkälten. Vielleicht schickt Dir die Patin einen Schirm aus dem Himmelreich."

Bei diesen Worten miaute plötzlich das Kätzchen in der Tasche von Muhme Rehlens siebentem Rock. Peter wurde angst vor der fremden Frau und er lief rasch davon.

Als er aber wieder in der warmen Stube saß, kam ihm sein Erlebnis ganz merkwürdig vor. Ob ihm die Patin wohl einen Regenschirm aus dem Himmelreich schicken könnte? Vielleicht einen alten, den irgend Jemand dort am Eingang stehen gelassen hatte? Denn seinen Brief, worin er ihr seinen Wunsch geschrieben, hatte sie noch gerade an ihrem letzten Erdentage erhalten. Und im Himmel war wohl immer gutes Wetter. Denn er liegt doch hinter den Wolken, aus denen der Regen kommt.

Wer wünscht, der glaubt gern, daß Unmögliches Wirklichkeit werden kann. Und hat auch Recht. Denn wenn man sich etwas tüchtig wünscht und fest daran glaubt, daß es in Erfüllung gehen werde, dann geht es auch in Erfüllung.

Wenigstens dem kleinen Peter mit dem Eiszapfen an der Nase ging es so. Am Abend, als er noch einmal vor die Tür ging, um den hohen Schnee ein wenig beiseite zu schaufeln, hing etwas am Türpfosten. Und was war es? Ein großer dickbauchiger Regenschirm mit großer Elfenbeinkrücke, so wie sie viele viele Jahre zuvor einmal in Mode gewesen waren. Er war noch ohne Loch und ganz in Ordnung. Und da der Regen sich ja immer gleich bleibt, so mochte der alte Schirm auch heute noch ebenso gut seine Pflicht tun können wie zu der Zeit, als seine Fasson in Mode gewesen war.

Das fanden Vater und Mutter Geschwandter, alle 12 Kinder und auch die ganze übrige Sippschaft. Denn alles kam nun herbei, sich diese Dötteleqabe anzusehen. Man konnte wirklich glauben, daß sie aus dem Himmel gekommen wäre. Denn zu kaufen gab es jetzt solche Schirme nicht mehr. Darüber waren sich alle klar.

„Nichts Gewisses weiß man nicht", sagte Peters Urgroßmutter und befühlte den Stoff des Schirmbezuges.

Peter aber war die Hauptsache, daß er nun einen Schirm besaß. Woher er kam, war ihm gleich. Denn er wollte ihn ja nicht zurückbringen.

Aber am nächsten Abend stellte er sich auf die Straße. Er wollte sehen, ob er nicht wieder die fremde Frau treffen würde. Er wollte ihr nämlich erzählen, daß sie Recht gehabt hätte und er wirklich noch einen Regenschirm bekommen habe.

Richtig, genau um die gleiche Zeit kam sie wieder des Weges.

„Nun", sagte sie, „heute siehst Du ja sehr zufrieden aus".

Peter berichtete stolz von seinem Schirm.

Aber sie lachte und wollte es ihm nicht glauben.

Aber Peter war darauf vorbereitet gewesen.

Er sprang drei Schritte davon und holte hinter einem Baum seinen großen Regenschirm hervor. Er spannte ihn auf und stellte sich mit gespreizten Beinen stolz vor der fremden Frau auf, mitten im Schnee.

Da lachte diese hell auf, wie wenn sie noch ganz jung wäre.

„Wie schön ist das Leben doch immer wieder", murmelte sie, hob Peter auf und gab ihm einen Kuß.

„Pfui Deixel", rief Peter und wischte sich den Mund. „Ich laß mich nicht von Mädchens küssen."

Aber da humpelte die Alte schon in ganz weiter Ferne. Als wäre sie inzwischen mit ihrem segelgebauschten Röcken ein weites Stück über das Schneefeld fort geflogen . . . . .

Die Verbreitung des Schalls auf große Entfernungen.

Von

Privatdozent Dr. Hans Joachim Meier-Halle.

(Nachdruck verboten.)

Schon der große englische Physiker Tyndall hat um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auf die sehr merkwürdigen Unterschiede hingewiesen, daß oft geringe Geräusche aus überraschend weiter Ferne, gewaltige Knalle dagegen manchmal selbst in nächster Nähe nicht mehr gehört werden. Daß dabei der Wind eine sehr starke Rolle spielt, indem er die Schallwellen wegtreibt und sie mit dem eigenen Heulen oder durch Blätterrauschen abdämpft, dürfte als Ursache am meisten bekannt sein. Aber auch Gebäude- und Geländeunterschiede spielen eine große Rolle, denn sie schlagen (ähnlich wie undurchsichtige Hindernisse gegenüber den Lichtstrahlen) „Schallschatten", die von hohen und tiefen Geräuschen, je nach der verschiedenen Schwingungslänge in wechselndem Umfang, nur mit geringem diffusen Schall ausgefüllt werden können. Daß die Nacht heilhöriger als der Tag sei, wissen die Dichter so gut wie die Pfadfinder und Jäger — der Grund liegt aber wohl nur in den Städten im Abflauen des Tagesgeräusches, die Hauptursache bildet die verschiedene Abkühlung der Luftschichten gegen Abend, wobei die Verdunstungskälte bei Taufall noch eine besondere Rolle spielt: dann biegen sich die einzelnen Schallstrahlen so zur Erde, daß auch noch viele von ihnen, die bei der kugelförmigen Ausbreitung des Schalles sonst ungehört im Weltenraum an der Luftgrenze verstummen müßten, gesammelt das Ohr erreichen. Im Kriege hat manchmal ängstliche Etappenmann geglaubt, der Feind sei durchgebrochen und wechsele unmittelbar vor seinem Unterstand Gewehrschüsse, während in Wahrheit nur die vorgenannte, günstige Hörbarkeit den Klang des Grabenkrieges um viele Kilometer weit nach hinten getragen hatte. Andrerseits hat wohl jeder Drahtverhau-Anlieger beobachtet, wie der Klang „lieber alter Bekannter" unter den gegenüberstehenden Batterien je nach dem Wetter überraschend wechseln konnte, denn Regen, Schnee, Frost und Nebel verändern durch den verschiedenen Feuchtigkeitsgehalt und wohl auch die physische abweichende Gestalt der Wasserteilchen die Klangfarbe von Geräuschen erheblich. Daß das Wasser der Fortpflanzung des Schalls besonders günstig ist, empfindet das Volk, das durch häufiges Singen von Kahn aus die durch herrschende, gute Resonanz unbewußt auszunutzen liebt. Vielleicht hat auch die Uebertragung realer Glockenklänge durch Wasserflächen auf unwahrscheinlich große Entfernungen mit dazu beigetragen, die mancherlei Glockensagen von der ins Meer versunkenen Stadt Vineta sowohl an vielen Meeresküsten als auch an großen Binnenseen lebendig zu erhalten.

Literatur.

Erich Krakowski, Das Land Paraiso. Novellen. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Abenteuerersinn ist im deutschen Volke stets wach gewesen. Abenteuerdichter sind in deutscher Literatur aber selten von jeher. Das Beschwingte des Willens und der Phantasie wurde stets zu stark belastet vom Grüblertrieb. In dem bisher unbekannten Erich Krakowski haben wir den Abenteuerdichter. Realistisch, psychologisch, beschwingt, tief ohne jene grüblerische Breite und erhaben über Kleinlichkeit. Der Blick geht in die Weite. Fernsehnsucht wanderte aus und holte sich ihre Welt. Sie wird gestaltet. Verblüffend lebendig, überzeugend echt. Auswanderer haben sich zusammengetan und wollen in Südamerika die neue Welt, das Paradies aufrichten. Die Triebe und Leidenschaften zerstören jeden paradiesischen Ansatz. Wie sich hier das heute so aktuelle Geschehnis ins Große, Typische erweitert. Wie sicher ist hier die Erotik in den Ablauf der Ereignisse gewoben. Es rauscht Blut durch die Geschichten. Auch wenn sie zartere Motive aus der Welt vergeblicher Liebe behandeln und Krakowski sein lyrisches Vermögen enthüllt. Dichterische Schönheit, männliche Glut, geistige Klarheit, anschauliche Gestaltungskraft sind diesem jungen Dichter eigen, der sich von Werk zu Werk als ein deutscher Laurids Bruun durchsetzen wird.

Grundlagen für eine soziale Umgestaltung. Von Bertrand Russell, F. R. S. Ins Deutsche übertragen von Margarete Hethen. Drei Masken-Verlag A.-G., München.

Bertrand Russell, Professor an der Universität Cambridge, gehört zu den bedeutendsten Philosophen und Mathematikern Englands. Während des Krieges wurde er wegen Friedenspropaganda seines Amtes enthoben. Das Erlebnis des Krieges läßt diesen klar und liebendenden Mann Mittel suchen, durch welche Kriege fernerhin verhindert werden könnten. Er findet die einzige Möglichkeit in einer gänzlichen Umgestaltung der sozialen Verhältnisse in den europäischen Ländern. Russell will daher in diesem Werke eine politische Philosophie aufstellen, die auf der Ueberzeugung basiert, daß der triebhafte Impuls größeren Einfluß auf die Formung des Menschenlebens hat als der bewußte Zweck. Fast alle Impulse können in zwei Gruppen eingeteilt werden: in possessive und kreative, in Impulse, die darauf hinzielen, etwas zu erwerben oder zu bewahren und in solche, die der Welt Werte schenken wie Wissen, Kunst und Güte, Dinge, die nicht persönliches Besitztum eines Menschen sein können. Als das beste Leben erscheint ihm ein solches, das am meisten auf schöpferischen Impulsen aufgebaut ist, und als das schlechteste ein Leben, das am meisten durch Liebe zum Besitz beeinflußt wird. Das Buch, welches in England großes Aufsehen erregte, wird auch in Deutschland tiefgehendes Interesse finden.

Zu beziehen durch die

Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1630.

---

den Schmerz zum Traumdämmern hinüberstreichelnder Klang. „Ich sorge für Ihren Transport.' Ja?... Margrit und der Herr Doktor bleiben hier."

Sie eilte davon.

Die Pferde kamen aus der Bahn. Herr von Grzymala trat zu Kurt.

„Aeh... Herr Erkert — haben Sie sich verletzt?"

Kurt kniff verächtlich die Mundwinkel. Wendete sich ab. Aber Dr. Gellert zog den Hut. „Gnädigste Gräfin, — wollen Sie mich bitte einen Moment bei meinem Freunde vertreten. Ich habe mit diesem Herrn hier zu reden. Möglichst zu zweien. Darf ich bitten, Herr Grzymala.."

Der elegante Herr zog lässig den Hut.

„von Grzymala."

„So...?" Hinabstreichendes Verachtungsgeißeln vom Kopf bis zum Fuß. „Wie ein Edelmann führen Sie sich nicht auf."

Ein wie Stahlklingen blitzender Blick danach.

„Nö..." sagte Gellert gemütsruhig. „Kann ich nicht sagen. Eher wie ein Lump."

Krampfen und Heben des Stocks. Zischendes: „Mensch."

„Wie ein Lump", wiederholte Gellert ruhig und kalt. „Vom Staatsanwalt hörte ich Sie da vorhin reden. Um Gottes willen nicht! Unter den Staatsanwalt gehören Sie. Mit Ihrem kranken, dummkollerigen Schinder von Pferd. Mit Ihrer ganzen, niederträchtigen Art. Und Pumpgenie.... Aeh..." Der Philosoph brauste jäh auf. „Wissen Sie nicht, daß Sie lügen... daß das Lügen sind. Gemeine ausgesunkene Lügen. Daß Sie damit einen Ehrenmann verleumden. Sie.. Ach — Sie trauriger Herr?"

Vor diesem flammenden Aufblacken des Zorns — vor dieser jungroben westfälischen Art fand Herr von Grzymala doch gleich seine niederträchtigste hochmütigste Art.

„Ihnen liegt wohl nur der Hausknecht-Kommentt?" zischte er mit beißendem Hohn.

„Ja", lächelte Gellert — jetzt wieder ruhig und unberührt. „Ach ja — auch der. Von Fall zu Fall. Je nachdem man es wünscht. Aber darüber, hoffe ich — unterhalten wir uns bald. An gelegenerem Ort. Alsdann Sie wissen, was Sie für mich und anständige Leute fortab sind." Er nahm die Finger. Zählte daran ab. Ließ die Worte so tropfen wie flüssiges Blei. „Ein Lump. Hm... ein Verleumder danach — Lügner — ja... na, halten wir uns nicht auf. Im ganzen ein trauriger Kerl. Ich bin der Doktor Gellert — Alter Herr des Göttinger Korps „Bremensia" — zur Zeit Feuilleton-Redakteur bei der „Ostdeutschen Zeitung" hier am Ort. Sie finden mich stets.... 'n Abend! Hoffentlich höre ich von Ihnen recht bald".

Zog den Hut. Lächelte fröhlich nach wohlgetanem Werk. Wendete sich ab.

„Prolet", zischte der andere fassungslos hinter ihm her.

„Ach ja..." Gelehrt drehte er sich noch einmal frohbereit um. „Auch das sind Sie. Ich vergaß." Lüftete wiederum den Hut. „Guten Abend. Also auf Wiedersehen — bald."

Und dann atmete er auf. „Teu — jetzt ist mir wohl. Gräfin — Erkertchen — wie ist es mit 'nem Schnaps?"

Grzymala erwies der Komtesse kühl-hochmütig Reverenz. „Gehorsamst... Gräfin. Die „Schwarzamsel" hat sich die Fessel verstaucht. Ich muß hin." Frau von Ellgott aber kehrte zurück. Professor Gebauer sei telefonisch informiert. In seiner Klinik am Paradeplatz sei für Kurts Aufnahme alles bereit. Und die Droschke fähre draußen vor.

Hilfsbereite Hände griffen zu. Auf kräftigen Mannesarmen wurde Kurt in die Droschke verstaut.

Dann zog er traurig den Hut. „Tausend Dank. Nun bin ich wohl vorläufig Arrestant."

Die beiden Frauen nickten ihm zu.

„Wir besuchen Sie bald", lächelte die Gräfin. „Gute Besserung — — und Mut."

Ein feuchter, aus der Herztiefe schürfender Blick von dem Braunsamt der andern. Ein frauensüßes Lächeln. Dann wie eine wundertiebliche Hoffnungsblüte vom herzroten Mund:

„Ich will viel an Sie denken. Und bringe Ihnen bald Blumen — Frühlingssonne und....." „Ein Hauch nur ... Herbstsüßes Auslöschen... Seligkeitverheißendes Augengrüßen.

„.. Das Glück", lohte es in Kurt. Er biß auf den Schmerz. Aber in seinem Blut flammte der Frohrausch schwaren syrischen Weins.

Ja das Glück... raunte dieses Rauscheblut heiß. Das Glück... Jetzt mußte es kommen. Wie die Erfüllung eines kühnen, märchenschönen Traums.

Gellert aber neigte sich mit ehrfurchtsvollem Handkuß über Frau von Ellgotts Hand.

„Meine gnädige Frau — ich bitte um die Ehre, Sie dieser Tage in besonderer Angelegenheit aufsuchen zu dürfen."

„Aber bitte — ich werde mich sehr freuen", lächelte die schöne Frau. „Und ich bin gespannt. Was werde ich hören? Eine Interpretation Ihres frohen Lebensmotos: „Geschmückt mit Leichtsinns bunten Bändern"?"

Geheimnisvolle Spötterfältchen zuckten um des Poeten Mund. Seine lustigen Schelmenaugen blitzten auf.

„Ich werde nicht so unhöflich sein, gnädigste Frau", sagte er mit beziehungsreichem Schwung. „Alles zu seiner Zeit. Wer wird von Axiomen faseln, wenn er vor Wundern steht."

*

Irgendwo — im Garten — — vielleicht unter Fliederdolden, Blütenleuchten klang ein Lied.

Weich — sanft — gehalten.... Von Frauenlippen. — So linde, so rosenblüten-zart, als strichen Feenhände über Schmerz und Leid.

„Leise tönt die Abendglocke,
Die Natur, sie geht zur Ruh,
Vöglein singen süße Lieder,
Sonne neigt dem Westen zu."

Die alte, törichte, schmelzsüße Krankenhausweise. Der liebe leidvertraute Wehmutssetzen... ja, da war er wieder. Erinnerungsgrau... schmerzlich süß wehte er zum Ohr.

Forts. folgt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19211003031/fragment/page=0002